Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 111 (2001)

Artikel: Von der Emigrantin zur Immigrantin
Autor: Zschokke, Magdalena
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-900697

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ausgewandert aus der Region Brugg III

Magdalena Zschokke

Von der Emigrantin zur Immigrantin

Warme Füsse und weite Horizonte

Frühmorgens um zwei kommen wir im Hafen von Suva an. Blitze zucken, Donner rollen, Regen fällt in Strömen. Wir sehen nicht eine Bootslänge voraus, doch glücklicherweise funktioniert der Radar. Von unter dem Südwester blinke ich mir Wasser aus den Augen und starre zwischen dem wild hin und her schlagenden Segel konzentriert auf den grünlichen Bildschirm, der mir Boien und Markierungen anzeigt. Endlich im innern Hafen angelangt, werfen wir den Anker. Die Kette rasselt durch die Ankerklüse, der Anker fasst Grund und ich drehe Radar und Schiffsmotor ab. Jetzt ist bloss noch das Trommeln des tropischen Regens und ein gelegentliches Donnergrollen zu hören. Das Schlimmste haben wir hinter uns.

Bei Morgengrauen werden wir plötzlich durch übelriechende, stickige Luft aus der Kabine auf das Deck getrieben. Unbemerkt haben wir in der Dunkelheit hinter einem mit Müll beladenen Flachboot angelegt. Kurz darauf bläst die einsetzende Morgenbrise den Verwesungsgestank weg. Sie bringt statt dessen den Geruch von Rauch, Sand und Fisch mit. Wieder Sand riechen nach zehn Tagen auf See, das kann einem Tränen in die Augen treiben: Wärme, Sicherheit und Land sind in diesem Geruch enthalten.

Palmen wiegen sich im gleissenden Licht um die turkiesische Bucht, in der ungefähr zwanzig Boote, um den Landungssteg des Royal Fijian Yacht Club's gekuschelt, an Anker liegen. Unter der Saling haben sie alle die Gastflagge der Fidschiinseln gesetzt, und am Heck flattert je die Nationalfahne. Italiener, Franzosen, Finnen, Deutsche, Engländer und natürlich die Amerikaner, alle sind sie hier. Ausser uns sind ein, zwei andere Neuankömmlinge zu sehen, die sich mit

den gelben Quarantänen-Flaggen von den andern abheben. Kein Beamter ist in Sicht, weder von der Einwanderer- noch von Zoll-, Gesundheits- oder Hafenbehörde. Ohne deren OK's darf niemand an Land gehen oder auf dem Schiff Besuche empfangen. Da es warten heisst, bringen wir unser Boot etwas in Ordnung. Nach dem Sturm ist alles nass, durcheinander geworfen in der Kabine. Im Kielraum ist eine Büchse Sardinen explodiert. Wenigstens hat der Regen das Salz von den Segeln gewaschen. So setzen wir sie und lassen sie zumTrocknen frei flattern, bevor wir sie verstauen. Ihr rhythmisches Schlagen unterstreicht die schläfrige Stille des Sonntagmorgens.

Ich hole den Feldstecher und betrachte die Umgebung: «flame trees», deren leuchtend rote Blüten beinahe unnatürlich im grünen Blätterwerk leuchten, Bougainvillea, roter Jasmin, – Blumen, wie einem Gemälde von Gaugin entstiegen. Unter den Kokospalmen schlendern Menschen dem Strand entlang. Sie sind schlank und gross, sehr dunkelhäutig, mit stark gekraustem Haar, prächtig anzusehen in den leuchtend geblumten Kleidern und ihrem welterobernden, stolzen Gang. Ein schmächtiger Junge in einem Wickeljupe, mit nacktem Oberkörper und barfuss, pflückt eine Kokosnuss, öffnet sie mit drei gewandten Hieben seiner Machete und trinkt sie leer. Ich bin im Paradies!

Vor kurzem hörte ich aus der Schweiz, dass Eisregen durch die Städte fegte und Wasserleitungen zufroren. Als ich mein Heimatland verliess, war es Herbst. Die mit Reif überzogene Erde wartete auf den Winter. Meine klarste Erinnerung an die Schweiz ist, frierend ins Bett zu gehen. Tief unter Federdecken liege ich zusammengerollt wie ein Igel. Aber es genügt nicht, einen warmen Raum zu schaffen. Ich wickle meine eisigen Füsse ins Leintuch oder versuche, sie zwischen meinen Beinen zu wärmen. Doch sie sind und bleiben so eiskalt wie die Bettlaken.

Während die Sonne meine gefrorenen Knochen wärmt und der Horizont die Lungen frei macht, realisiere ich, wie wenig Leben bis anhin in mir war. Denn, um tief atmen zu können, muss man einen weiten Horizont haben, nicht immer Hügel vor der Nase. Ich kenne Leute, für die weite Ebenen eher beängstigend wirken, die sich geborgen fühlen mit Bergen rundum. Mir hingegen fehlt der Raum zum Atmen inmitten von Bergen und den mit Burgruinen übersäten

Hügeln. Diese Steinhaufen drücken mich wie eine vom Föhn verursachte Migräne. Die Kälte kriecht von den Bergen hinunter und schleicht sich ins Knochenmark, bis ich mich nur noch ungelenk und hölzern bewege wie eine Marionette. Und ich weiss nicht einmal, wer meine Fäden zieht…

Nimm die Wäsche rein und verstecke die Kinder

Man stelle sich so eine Tropeninsel vor: Leuchtend-weisse Silhouetten von an Anker liegenden Segelbooten, die sich im türkisblauen Wasser fröhlich widerspiegeln. Buntfarbene Fahnen flattern am Heck, während sich die schlanken Masten vor blauen, roten, grünen, ja sogar schwarzen Persenningen abheben – ein Traumsujet für angehende Maler!

Doch die Hafengegenden sind ebenso Tummelplatz für betrunkene Matrosen, Dirnen und Drogenabhängige. Jeder aufrechte Bürger weiss das, und meistens hat er auch recht. Kommt man als Mitglied einer Schiffsbesatzung an Land, wird man oft misstrauisch betrachtet. Und wenn nur aus dem Grund, dass man nicht zu den «Sesshaften» gehört. Die Mütter, sobald man sie anspricht, verstecken ihre Kinder hinter dem Rücken, und die Männer stellen sich quer vor Haus und Familie, in altertümlicher Kampfposition.

Nach Jahren auf dem Schiff überkommt mich manchmal der Wunsch, zu leben und zu sein wie jedermann. Nach Hause zu kommen und eine Türe zu schliessen, die den Wind draussen hält, die Vorhänge zu ziehen und einzutauchen in die heimelige, abgeschlossene Welt einer Familie. Ich möchte nackt vom Schlaf- ins Badezimmer gehen, dort den heissen Wasserhahn aufdrehen, nicht mit Salzwasser duschen müssen auf Deck, nicht die Haare mit Geschirrspülmittel waschen, da sich normales Shampoo nicht eignet für Salzwasser. Ich möchte Strom an Bord haben, so dass ich nachts lesen oder den kalten Raum wärmen kann. Ich möchte am Sonntagnachmittag ein Nickerchen machen, eine Lebensversicherung, einen neun bis fünf Uhr-Job und eine Hypothek haben. Ich möchte einen Ehemann, zwei, drei Kinder und einen Hund. Ich möchte nicht verdächtigt werden als Gammlerin mit meinen verwaschenen Kleidern, nicht den misstrauischen Blicken begegnen, die kleinen Bewegun-

gen beobachten, womit ein Gegenstand plötzlich etwas fester gehalten wird. Natürlich wird gestohlen, und manchmal landet ehrenwerter Bürger Besitz auf hoher See. Aber vielleicht ist, was den Bürgern wirklich gegen den Strich geht, eher, dass die Segler sich des regulären Lebens mit seinen bürgerlichen Pflichten nicht unterworfen haben. Und eigentlich verstehe ich das. Doch jedes romantische Leben hat einen mehr oder weniger hohen Preis.

Auf der letzten Etappe von Neuseeland nach Kalifornien geraten wir in einen Sturm. Schon am Morgen, als wir aus dem Hafen segeln, sendet das Radio eine Wetterwarnung, was wir, nach zurückgelegten zwölftausend Seemeilen, als Bagatelle anschauen. Doch innert sechs Stunden sind wir im Dreck. Der Wind heult durch die Takelung, Schaumkronen fliegen wie weisse Leinen, der metallene Horizont und der schwarze Himmel sind nicht mehr zu unterscheiden. Wir sind zu nahe an Land, um das Schiff sich selber überlassen zu können. Wir streichen alle Segel, ausser der kleinen Sturmfock. Die Wellen sind inzwischen sechzig Fuss hoch, um einiges höher als die 45-Fuss-Yacht. Wir übernehmen das Steuer im Einstundentakt, um das Boot vor dem Durchkentern zu bewahren. Angeseilt am Kompass-Podest halte ich das Steuer fest, immer mit einem Blick nach rückwärts, um die Wellen zu beobachten. Der Bug ist zum Wellental gerichtet, und hinter mir wächst die Welle zu einem grünen Wasserturm mit einer Schaumkrone obenauf. So tief unten kann ich den Wind nicht mehr hören, bloss das Ächzen des Bootes. Dann bricht der Wellenturm zusammen. Grünes Wasser überall. Tonnenweise ergiesst es sich über das Boot und über mich. Ich tauche unter, halte den Atem an, versuche die Orientierung nicht zu verlieren und komme allmählich wieder auf die Füsse. Ich halte das Steuer fest, wische mir das Wasser aus den Augen und mache mich auf die nächste Runde gefasst.

Nach einer Stunde kommt meine Ablösung vom Niedergang heraus. Ich mache mich vom Sicherungsseil los, übergebe die Stiefel und schlittere zum Kabineneingang. Unten sitzen wir im Dunkeln. Niemand schläft, niemand isst. Wir horchen auf das Scheppern der Takelung, das Heulen des Windes, das Getöse des Wassers und warten auf die nächste Welle. Ich glaube, wir wissen alle, dass wir da nicht lebend herauskommen. Ich bin so müde, dass ich keine Angst fühle. «Wenn's bloss schon vorüber wäre», ist mein einziger Ge-

danke. Der Tod wird schnell kommen. Das Wasser im Nordpazifik ist sehr kalt, nach ungefähr zehn Minuten ist man unterkühlt. Ich hoffe, dass die Haie mich nicht erwischen, bevor ich bewusstlos bin.

Am dritten Tag legt sich der Sturm. Die Wellenbrecher scheinen sich zu beruhigen und der Himmel wechselt seine Farbe von schwarz zu taubengrau. Als wir in die Bucht von Santa Cruz einfahren, scheint sogar die Sonne zwischen den Wolken hervor. Am Hafeneingang sehen wir Kajaks, Ruderboote, Schlauchboote und Surfer sich tummeln, als wärs ein gewöhnlicher Ferientag. Wissen die denn nicht, wie gefährlich der Ozean ist, dass man da draussen leicht sterben kann?

Nach diesem Erlebnis segelte ich weitere zwölf Jahre auf den Meeren umher. Aber bei jedem Sturm fragte ich mich erneut, weshalb ich diesen Job nicht schon längst aufgegeben hatte, warum ich nicht zu Hause geblieben war. Und Begriffe wie Ehemann, Haus und heisses Wasser erhielten ihren besondern Glanz zurück. Doch dann kam wieder ein Sonnenaufgang hinter einer Kokospalme oder die silberne Bahn, die der Mond aufs Wasser legt, und die Vorstellungen von heimeliger Bürgerlichkeit verdunsteten in den sternenübersäten Himmeln. Und, im Zusatz zu den romantischen Mond-auf-dem-Wasser Bildern, hat das Segeln einen unerwarteten Einfluss auf die Sinneswelt: Farben und Gerüche sind so intensiv wie nirgends sonst.

Wir segelten zum Beispiel von Spanien her der südlichen Küste Portugals entlang. Der Nebel war dick. Es war Tag, doch das Licht vermochte nicht durch die erstickende graue Decke zu dringen. Einzig die gespenstigen Nebelhörner der Frachter, die die Meerenge von Gibraltar durchfuhren, waren zu hören, und an der Zahl der Hörner konnten wir die Nähe des Festlandes erahnen. Plötzlich drang mitten in diese graue, traurige Einsamkeit der süsseste, herzerweichende Duft von blühendem Flieder und warmer Erde ein und blieb stundenlang mit uns. Am späten Nachmittag durchbrachen wir den Nebel, als wärs eine Wand. Vor uns erhoben sich die Klippen von Sagres, Europas südlichstem Vorgebirge. Die rote Erde schimmerte im hellen Sonnenlicht und die anhaltende Brise trug noch immer den süssen Duft zu uns. In solchen Momenten begreift man, dass das Leben äusserst kostbar ist, und die Eintönigkeit des Alltags verblasst für immer.

Als ich in englisch sprechendem Gebiet zu leben begann, realisierte ich erstmals, dass meine Muttersprache keinen treffenden Ausdruck kennt für «Ich liebe dich.» Ich wusste nicht genau, wie umgehen mit «I love you», oder wie man unterscheidet zwischen «I like you», «I'm attracted to you» und «I'm turned on by you». Es ist interessant zu erfahren, wie man durch Sprache bestimmt und geformt worden ist. Dazu kommt noch die Körpersprache. Ich wusste lange nicht, dass man in Amerika in Gesellschaft nicht aufsteht, um einem neu Hinzukommenden die Hand zu reichen. Vor allem dann nicht, wenn dies ein Mann ist. Mehr als einer fasste meine ausgestreckte Hand als ziemlich direkte Aufforderung auf, und etliche handgreifliche Annäherungen waren das Resultat der falsch eingesetzten Körpersprache.

Ich habe inzwischen viele Verhaltensregeln und Signale in meiner neuen Heimat gelernt, jedoch nach bald dreissig Jahren stosse ich bei Insider-Witzen oder gewissen Erinnerungen meiner Gesprächspartner noch immer an Grenzen. Als Immigrantin gehört man nie ganz dazu! So kann ich nicht in Nostalgie schwelgen bei der Erinnerung an «ballgames,» an verstohlene Umarmungen in Vaters Cadillac und andere Rituale der Highschool. Auf der andern Seite versteht hier niemand die Spannung am Montagmorgen der Büscheliwoche, wenn die Tannenzweige und Blumen für die Jugendfestkränze herbeigeschafft werden und die ganze Stadt von Tannenduft erfüllt ist. Ich kann zwar von der Demütigung berichten, von keinem Knaben zum «Tusche» gefragt worden zu sein, folglich kein Eichenlaub im Jugendfeststrausss vorweisen zu können. Ich kann den Umzug beschreiben, mit den weiss gekleideten Mädchen, kleinen Bräuten ähnlich, und den Knaben, die wie Miniatur-Soldaten in Zweierkolonne durch die geschmückte Stadt marschieren. Doch bleibt das nur eine Erzählung, eine Geschichte von exotischen Bräuchen. Meine Zuhörer kennen die Aufregung, die Angst und Scham und die Hoffnungen nicht.

Wer dabei war, hört mit dem ganzen Körper zu, und die Geschichte ist Teil von ihm. Da sind die sechs wöchentlichen Tanzlektionen vor dem Jugendfest. Mein Magen zieht sich zusammen, wenn ich mich in der Turnhalle stehen sehe, wissend, dass ich einmal

mehr nicht zum Tanz aufgefordert werde. Denn ich bin grösser als meine Mitschülerinnen, grösser überhaupt als jedermann auf der Welt, und die sechs Tanznachmittage vor dem Jugendfest zwangen mich Jahr für Jahr, dieser Tatsache gegenüber zu stehen. Träfe ich ehemalige Mitschülerinnen – vielleicht waren sie nicht zu gross, sondern zu klein oder trugen nicht die richtigen Kleider – was immer ihre persönliche Demütigung war, die Erinnerungen würden uns verbinden.

Und manchmal bringen Esswaren Jugenderinnerungen nicht bloss zurück, sondern verkörpern sie. Kindheit heisst Lagerfeuer und «brötlete Servelat.» Das amerikanische Gegenstück wären wahrscheinlich die S'Mores (zwei Vollkorn-Crackers mit Schokolade und geschmolzenem Marschmallow dazwischen). Wenn man als Erwachsener zum ersten Mal so etwas isst, schmeckt es greulich (tut mir leid für die Servelats!), aber als nostalgischer Teil der Kindheit haben sie magische Eigenschaften. S'Mores heissen so, weil man immer «some more» wolle. Und so ist auch Sprache mehr, als was man in der Schule lernen kann.

Zum Beispiel ist «Chuchichäschtli» mehr als nur ein Wort, es ist ein Test, den wir gegen die andern, die Ausländer, die das Wort nicht aussprechen können und es nicht verstehen, gebrauchen. Wenn ich 'Granate' sage, kann das eine Blume oder ein Geschoss bedeuten. Oder ich kann damit, als pars pro toto, aufs Brugger Jugendfest anspielen, auf einen ganzen Block von Erinnerungen zurückgreifen, welche viele Nebenschauplätze umfassen und den Zuhörer, je nachdem, ein- oder ausschliessen.

Nicht dazu zu gehören ist das Schlimmste im Leben eines Immigranten, und gleichzeitig das Beste. Man kann nicht in Erinnerungen schwelgen mit andern; aber man trägt auch keine Verantwortung. Wenn das Volk einen Gauner als Präsidenten wählt oder sich mal wieder in einen dieser idiotischen Kriege einlässt, kann ich immer sagen: «Nun, man kennt ja diese Amerikaner. Sie sind einfach naiv. So was würde ich nie tun. Mein politisches Bewusstsein wurde schliesslich in der Wiege der Demokratie geformt.» Obwohl ich seit Jahren abstimmen gehe, kann ich mich immer ein bisschen ausserhalb fühlen. Ich bin nie ganz so unmöglich wie die andern.

Gleichzeitig ängstigt mich das auch. Man weiss ja schliesslich, dass die Massen immer zuerst das angreifen, was sie nicht verstehen,

diejenigen, die anders sind. Ich achte darauf, dass mein Pass immer in Ordnung ist, und nach Jahren im Niemandsland der Besucher-Visas und der illegalen Aufenthalte habe ich mir die Taktik angeeignet, ein für die Behörden möglichst unscheinbares Leben zu führen.

Musik und Meeresküste

Nach zwölf Jahren auf See bin ich nicht wieder in die Schweiz zurückgekehrt. Ich immatrikulierte mich an der University of California Santa Cruz und machte mein Doktorat in Literatur. Ich schreibe Bücher und gebe gelegentlich Kurse an der Universität, an Erwachsenenschulen und in Gefängnissen. Ich kann mir nicht vorstellen, in einem Land ohne Meer zu leben. Die Indios sagen, dass der natürlichste Ort zu leben dort ist, wo die vier Elemente Wasser, Wind, Erde und Feuer zusammentreffen.

Auch wenn ich mich nie durch und durch als Amerikanerin fühlen werde, bin ich hier in den Staaten doch mehr zu Hause als in den Alleen und schmalen Gassen von Brugg. Ich bin nicht mehr Emigrantin, als die ich letztlich noch immer am liebsten würde «nach Hause» zurückkehren wollen. Ich bin eindeutig eine Immigrantin (Einwanderer) geworden, habe mir die neue Identität wie eine neue Haut übergezogen. Vielleicht sitzt sie nicht immer ganz perfekt, vermutlich werde ich meinen leichten Akzent behalten, aber wenn es wahr ist, dass sich unsere Zellen alle sieben Jahre vollständig erneuern, bin ich seit mehreren «Zellen-Leben» nicht mehr Schweizerin!

Meine Zellen mögen längst nicht mehr schweizerisch sein und doch erzählt mir mein Erinnerungsvermögen alte Geschichten, und mein Geruchsinn lässt hin und wieder schweizerische Düfte lebendig werden. Vor ein paar Jahren habe ich sogar die europäische Musik wieder entdeckt. An der Abschlussfeier der Bezirksschule sangen wir unter der Leitung von Herrn Barth einen Chor aus der Schöpfung von Haydn, ich glaube, es war «Stimmt an die Saiten». Die Aufführung war für mich wunderbar, in meiner Erinnerung ein prägendes Ereignis. Als ich nach Neuseeland ging, liess ich diese Musik als einen Teil der alten Welt zurück. Es schien ein kleiner

Preis zu sein. Und dann trat ich in Santa Cruz einem Chor mit barockem Repertoire bei. Im letzten Jahr waren wir auf Tournee in Italien und Kroatien und mir schien, ich hätte meinem Leben das letzte fehlende Element beigefügt. Mittels der Sprache der Musik, welche weder Zeit- noch Landesgrenzen akzeptiert, kann ich eine Brücke schlagen zur hellen, weissen Kirche nahe der Bezirksschule und auf dieser Brücke einen Teil meines Selbst erreichen, welchen ich längst nicht mehr zu existieren glaubte.

Der in englischer Sprache verfasste Text wurde von Veronika Kühnis übersetzt.

Biographische Angaben

- Geboren am 18. Oktober 1950 in Bern
- Primarschule in Umiken
- Bezirksschule in Brugg
- Freies Gymnasium in Bern
- Studium der Anglistik
- Sprachaufenthalt in Neuseeland,
  anschliessend während etwa 15 Jahren als Kapitänin auf See.
- Seit 10 Jahren als Anglistin und Schriftstellerin tätig.